



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

Aushändigung des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler
EBERHARD JÜNGEL an

PETER STEIN

bei der Öffentlichen Sitzung im Großen Saal des Konzerthauses,
Berlin, am 04. Juni 2012

HANS MAGNUS ENZENSBERGER sprach die Laudatio auf PETER
STEIN:

»Daß sich der Dichter nach der Bühne richten soll, ist verkehrt und tödlich, die Bühne hat die Aufgaben, welche ihr das Leben erhalten, bei den Dichtern zu holen.« Das gegenwärtige deutsche Theater hat für diese Forderung Robert Musils bekanntlich nicht viel übrig. Es zeichnet sich durch eine Abneigung gegen das Drama aus, die an Haß grenzt.

Anstatt durch Stücke profilieren sich die meisten Häuser durch sogenannte Projekte. Man adaptiert Romane oder Drehbücher für die Bühne, lädt sich Sozialarbeiter oder Selbsthilfegruppen ins Haus oder begnügt sich mit Collagen aus dem Fundus, wobei die Regel gilt, daß die Klassiker soweit wie möglich unkenntlich zu machen sind. Die Schauspieler werden gezwungen, sich auszuziehen, sich zu beschmieren, zu blöken und zu kotzen. Oft glaubt man, einer Therapiesitzung beizuwohnen. Vielleicht deshalb wird wenig Wert darauf gelegt, daß die Zuschauer verstehen, was gesagt wird, soweit überhaupt noch was gesagt wird. Es ist kaum übertrieben zu sagen, daß man es schon seit Jahrzehnten mit einem hochsubventionierten Programm zur Abschaffung des Theaters zu tun hat.

Ich weiß wohl, daß dies weder der passende Moment noch der geeignete Ort für eine solche Philippika ist. Ich bitte Sie also, meine paar Sätze nur als Folie zu nehmen. Ich benötige sie für meinen kurzgefaßten Versuch, Peter Stein zu rühmen, den »einzigsten Welttheaterregisseur, den wir haben«. So hat ihn Gerhard Stadelmeier genannt, »weil er in und mit aller Welt inszeniert, mit englischen, italienischen, mit russischen, mit griechischen, mit deutschen Schauspielern, die er führen, bilden und in Szene setzen kann wie kein Zweiter«.

Aber er kennt und liebt auch die Dramatiker. Vor Jahren hörte ich einmal in Salzburg zu, wie er auf der Festung den zweiten Teil des Faust vortrug. Ich hatte den Eindruck, daß nie jemand diesen Text genauer gelesen und bis in die feinste Falte verstanden hat. Er saß ganz allein auf dem Podium, und plötzlich wurde das Unzulängliche zum Ereignis. Es dauerte nicht lange, und das Unbeschreibliche war in einer unvergeßlichen Inszenierung getan.

Man hat Peter Stein wegen seiner Unabhängigkeit vom Zeitgeist immer schon bewundert und beschimpft. Längst vergessene Kritiker haben ihm »leeren Prunk und welke Schönheit« vorgeworfen und ihm nachgesagt, er sei ins Hausmeisterliche abgestürzt. Den aktualisierungssüchtigen Betrieb hat er provoziert, indem er behauptete: »Wir wollen Geschichten hören, die nichts mit uns zu tun haben; denn wie es heute aussieht, das wissen wir schon.«

Während viele Regisseure es vorziehen, andere Organe vorzuzeigen, hielt er es eher mit dem Gehirn. Das hat man ihm ebenso übelgenommen wie ein Theatergedächtnis, das zweitausendfünfhundert Jahre zurückreicht. Es muß den Analphabeten mißfallen, wenn einer eigenhändig die Orestie aus dem Griechischen übersetzt und den ganzen Wallenstein ungekürzt auf die Bühne bringt. Höhnisch hat er dazu bemerkt, wie solche Leute sich bei Schiller langweilen, weil dort alte Männer herumständen und über Politik quatschten. Das Stück passe also auf jede Situation, und zwar besonders heute.

Seit den glorreichen Tagen der Schaubühne sind wir seine Sommergäste gewesen, und er hat uns nie ermüdet. Ich weiß aber auch: So wenig er die Vernichtungskritiker ausstehen kann, so unwohl wird ihm zumute, wenn man ihn über den grünen Klee lobt.

Willkommen in einem Orden, dessen Mitgliedern es ähnlich geht.

PETER STEIN dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident, Herr Kanzler,
liebe – jetzt – Ordensmitglieder, meine Damen und Herren,
für jemanden, der es gewohnt ist, mit Texten anderer Leute umzu-
gehen, ist es nicht so einfach, einen eigenen zu sprechen.

So wichtig und so gut die Texte waren, die wir von den anderen
neuen Mitgliedern gehört haben, um so unbedeutender wird das
sein, was ich zu sagen habe.

Ich gehöre dem deutschen Theater an, zumindest habe ich ihm
angehört. Ich weiß nicht, ob Ihnen klar ist, was wir Deutschen an
dieser durch unsere Geschichte gewachsenen Institution des deut-
schenStaats- und Stadttheaters haben. Es wird einem besonders
klar, wenn man sich so wie ich länger im Ausland aufhält.

Sie ist der höchste, einzigartige Ausdruck einer geschichtlichen
Entwicklung, mit der ich in Deutschland nicht immer ganz glücklich
war: der Kleinstaaterei einerseits und des Bestrebens des Bürgertum,
das, was sie politisch zu erobern nicht in der Lage waren, durch Er-
oberung des kulturellen Raumes auszugleichen.

Ich weiß nicht, ob Ihnen klar ist, daß wir als einzige Theaterkultur
des Kontinents einen eigenen Shakespeare besitzen, um den uns an-
dere Theaterkulturen beneiden. Ich möchte Ihnen erzählen, weil
das so unbekannt ist, daß sich das deutsche Stadttheater aus dem
merkwürdigen und für die damaligen Engländer bedauerlichen
Entschluß Cornwalls, die Theater in London zu schließen, entwik-
kelt hat. Woraufhin die englischen Theatertruppen in der Mitte des
17. Jahrhunderts gezwungen waren auszuwandern, um ihr Geld zu
verdienen.

Da aber in Italien grundsätzlich kein Interesse an Texttheater be-
stand, weil die Commedia dell'Arte vorherrschte, welche ein reines
Improvisations-Theater war, da in Frankreich die italienischen
Schauspieltruppen schon eingewandert waren und die italienischen
und die französischen Theatertruppen sich gegenseitig massakrier-
ten, blieb den Engländern nur übrig, in die protestantischen Länder
zu gehen, nämlich nach Holland und nach Deutschland.

Und die englischen Theatertruppen haben ihre Namen geändert,
sehr gut Deutsch gelernt, die elisabethanischen Texte übersetzt, viel
früher als die Übersetzungen, die im späten 18. Jahrhundert dann
erschienen sind, und haben sich in den vielen deutschen Königrei-
chen und Fürstentümern niedergelassen. Und so ist ratsam, daß, wer

einen Hamlet ernsthaft inszenieren will, dazu den deutschen Hamlet zu Rate zieht, der, wie gesagt, Mitte des 17. Jahrhunderts übersetzt und gespielt wurde.

Daraus entwickelte sich diese unglaublich reiche Stadttheaterkultur, um die uns die ganze Welt beneidet.

Ich, der ich zu diesem Theater nur noch sehr beschränkt gehöre, sehe aber vom Ausland aus, daß es eine unglaubliche Tragödie wäre, wenn an diese Institution in doppelter Weise Hand angelegt wird. Erst einmal durch die sogenannte »Gesundsparerei« der öffentlichen Hand. Denn ohne Subvention hat Theater überhaupt nie existiert. Als das Theater gegründet und erfunden wurde vor 2.500 Jahren, wurde sogar der Theaterbesuch subventioniert.

Die andere Axt, die angelegt wird, liegt in den Händen der Leute, die in den Theatern arbeiten, in dem, was sie dort machen. Sie wissen, und Hans Magnus hat das hier angedeutet, daß ich zu der alten Theater-Tradition gehöre, die die Vorstellung hatte, daß man das Theater als Regisseur in erster Linie im Zusammenhang mit dem Erbe zu pflegen hat. Und ich glaube, daß ein Großteil der unglaublichen Subventionen, die die Steuerzahler in die Theater hineinpumpen, in erster Linie dazu angetan sein sollte, das Theater als solches zusammen mit seinem Erbe zu schützen. Denn nur auf dieser Basis läßt sich neues Theater machen.

Wenn man das nicht tut, läßt man zu, daß geschieht, was Peter Zadek, mein geschätzter Kollege, den man gewissermaßen auch als meinen Lehrer bezeichnen kann, schon vor 15 Jahren mitgeteilt hat: daß ein Mensch, der jünger als 40 Jahre alt ist, im Theater überhaupt nicht mehr verstehen kann, was auf der Bühne geschieht. Wenn diese Grundlage entzogen wird, wenn junge Menschen keine Vorstellung mehr von den Werken bekommen, die dort gespielt werden, dann fällt längerfristig die Legitimation der Subventionen weg. Wenn Zadeks Analyse tatsächlich richtig war, dann sind wir jetzt 15 Jahre weiter und müßten nun sagen, daß sie für Leute, die jünger als 55 Jahre sind, zutrifft.

Einer der Gründe hierfür beruht auch auf der Tatsache, daß heute in den Schulen anders gelehrt wird, als das früher der Fall war. Diese Veränderung ist für das Theater sehr ungünstig.

Wenn sich der Regisseur nicht versteht als Sachwalter der wirklichen Künstler, die wirklich kreativ gearbeitet haben, nämlich der Autoren, der Autoren vergangener, aber auch gegenwärtiger Zeiten, wenn er sich nicht als Sachwalter versteht, als Interpret, als Exeget

der Intentionen anderer Menschen, wenn ihm das keinen Spaß macht, dann sollte er meiner Meinung nach den Beruf wechseln. Erklärt sich der Regisseur als Autor, zerstört er ein ganz wesentliches Dreieck der Theaterarbeit, das darin besteht, daß auf der einen Seite der Text besteht, also dessen Autor, auf der anderen Seite der Schauspieler, das wichtigste Element des Theaters, und als drittes dann der sozusagen als Niedergangerscheinung des Theaters am Ende des 19. Jahrhunderts hinzugekommene Regisseur. Wenn dieser Regisseur sich nun als Autor erklärt, dann haben wir nur noch zwei Positionen, nämlich den Autor-Regisseur und die Schauspieler. Dadurch wird der Schauspieler aber entmündigt, denn er kann sich nicht mehr auf den Autor des Stückes beziehen und gleichberechtigt mit dem Regisseur an einer Interpretation arbeiten. Und für mich ist, wie gesagt, der Schauspieler das wichtigste am Theater, denn wo ist der Regisseur, wenn die Premiere stattfindet und in der zweiten und dritten und vierten Aufführung. An irgendeiner Bar oder im Kino oder im Flugzeug, ich weiß es nicht.

Und dementsprechend glaube ich, wenn diese Entwicklung weitergeht, dann müssen wir damit rechnen, daß in absehbarer Zeit diese Institution, in der Form, wie es war und wie es eigentlich sein sollte und auch von den Geldgebern gewünscht wird, nicht mehr existiert. Ich empfinde mich nicht als Künstler und habe deshalb auch ein bißchen Schwierigkeiten, mir vorzustellen, in welche der zwei Kategorien des Ordens ich passe, Wissenschaften oder Kunst? Denn ich fühle mich eher als interpretierender Organisator von Theaterarbeit und als Stellvertreter anderer Menschen. Auch muß ich ja nicht unbedingt zitieren, was Schiller über den Mimen gesagt hat, dem man keine Kränze flicht ... So hab ich am Anfang ein bißchen Schwierigkeiten gehabt, mir vorzustellen, was ich in einem solchen hohen Orden soll. Ich bin ja eigentlich nur jemand, der dummes Zeug redet.

Doch dann kam mir eine Sache in den Sinn – Entschuldigung, das muß ich euch erzählen, obwohl es ein bißchen privat ist. Da ich nun seit 22 Jahren im Ausland lebe (und das hat seine Gründe), habe ich zunehmend begriffen, daß ich ein Preuße bin. Nun ja, ich stamme aus einer preußischen Pastorenfamilie, die sich ungefähr bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen läßt und die sich Ende des 19. Jahrhunderts in eine Soldatenfamilie verwandelt hat. Mein Großvater, Generalleutnant Paulus von Stolzman, hat bereits den Pour le mérite bekommen, natürlich den militärischen, 3 Jahre bevor der militärische Teil 1918 abgeschafft wurde. Für mich ist diese Großvaterfigur immer der absolute Horror gewesen, weil er tatsächlich den preußischen Militarismus in einer Art und Weise repräsentiert hat, wie seine schlimmsten Feinde ihn beschreiben. Schon wenn man sich

sein Foto anschaut, erstarrt einem das Blut.

Ich wurde in Berlin geboren und habe mit 7/8 Jahren gesehen, was die Auswüchse des Preußentums in Berlin angerichtet, wie sie es in Schutt und Asche gelegt haben und wie überall die Leichen herumlagen. Das hat in meiner späteren Entwicklung dazu geführt, daß ich starke Tendenzen hatte, dieses Land zu verlassen. Naturgemäß hatte ich wie viele meiner Generation große Schwierigkeiten, dieses Land zu lieben, aufgrund dessen, was unsere Väter damit angestellt haben. Drum habe ich auch niemals wieder nach Berlin zurückkommen wollen, aber dann habe ich doch 20 Jahre hier arbeiten können, und das war sehr schön, man hat mir großartige Arbeitsbedingungen zur Verfügung gestellt, die, wie ich glaube, so schnell kein anderer Theatermann wieder bekommt. Dafür muß ich dieser Stadt sehr dankbar sein, obwohl ich auf der anderen Seite in den letzten 20 Jahren hier nicht sonderlich gut behandelt wurde.

Und dann, gerade in dem Augenblick, als die Mauer fiel, habe ich beschlossen, meinen Plan, aus Deutschland wegzugehen, zu realisieren. Deswegen kenne ich die Entwicklung der letzten 23 Jahre nur aus dem Ausland, und dann kam plötzlich dieser Vorschlag, daß ihr mich in eurem Kreis aufnehmen wollt.

Nun, wenn es denn stimmt, was Botho Strauß sagte, daß ich, zumindest in meinem Gewerbe, vielleicht der letzte unverbesserliche Humboldtianer bin, dann bin ich vielleicht doch bei euch ganz gut aufgehoben.

Danke schön.